

Diverses zur Diversität

Doron Rabinovici

Vorbei die Zeit, da Einförmigkeit und Anpassung gefragt waren. Ruhe und Ordnung waren Bürgersplichten. Der Fortschritt der Industrie verlangte noch vor wenigen Jahrzehnten Gleichförmigkeit und Berechenbarkeit. Moderne bedeutete Standardisierung. Nach den Verheerungen von Nationalsozialismus und Faschismus waren Wiederaufbau und Restauration an der Tagesordnung. Keine Exzesse sollten die Erringung des allgemeinen Wohlstands gefährden. Alles Andersartige war in den totalitären Diktaturen verfolgt, wenn nicht gar ermordet worden und die Angst, zum Außenseiter gestempelt zu werden, saß den meisten noch im Genick. Der Familienvater, damals Vati gerufen, war zumeist ein einheimischer Mann, der in einem Betrieb seine Berufslaufbahn verbrachte und zum Feierabend nach Hause kam, um hier von Mutti umsorgt zu werden.

Die Generation der Achtundsechziger brach mit diesen Tugenden und verlangte vom Leben mehr als geregelte Arbeit, Kleinfamilienglück und sichere Pension. Neue Werte standen nun im Mittelpunkt. Selbstverwirklichung, Eigensinn und Vorstellungskraft wurden angestrebt. Aber welche Ironie der Geschichte: Was eine Revolte gegen das Profitdenken sein wollte, sollte zur Produktivkraft werden. Spätestens mit dem Ende des Kalten Krieges und dem Durchbruch der Globalisierung wurden Kreativität, Flexibilität, Motivation, Eigenverantwortung und Vielfalt zu den Insignien einer Wirtschaft, die ihre Arbeitskräfte aus verschiedenen Ländern rekrutiert, ohne sich auf eine Herkunft, ein Geschlecht oder eine sexuelle Vorliebe festzulegen. Zum Erfolg eines Unternehmens tragen auch Menschen bei, die nicht den Normen entsprechen.

Diversität ist das Lösungswort so einer Gesellschaft, weil – durchaus nicht ohne Grund – davon ausgegangen wird, nur wer sich wertgeschätzt fühlt, kann auch wertvolle Leistung erbringen. Aber ist es nur der Effizienz geschuldet, wenn Respekt vor dem Anderen eingefordert wird? Diversität ist die Geschäftsgrundlage unserer Zeit, denn in einer Welt, die durch ihre Pluralität gekennzeichnet ist, wird die Unterdrückung oder gar die Verfolgung des Anderen zum Angriff auf den Kern des Gesamten.

Zugleich gehört die Hetze gegen die Andersartigen gerade in einer solchen Konstellation zur großen Versuchung, denn irgendein Außenseiter lässt sich hier besser finden als irgendwo sonst. Zumal auf sozialen Medien, in denen jede Gruppierung und jegliche Fraktion – in vielfältiger Vereinheitlichung und Uniformität – eine eigene Blase bildet, die sich gegen ihre Feindbilder zusammenschließt. Diese Plattformen sind nicht selten Bastionen des Hasses und des Ressentiments. Die Einzelnen werfen sich im Zwiegespräch vor einer ganzen Rotte von Friends und Followern in Pose. Hinter Pseudonymen probieren verschiedenen Akteure Positionen aus, die sie offline gar nicht äußern

würden. Es geht um eine Zuspitzung, um eine Pointe und um Likes. Merkwürdigerweise wird dann oft nur aufgrund eines Meinungsunterschieds sogleich der ganze Mensch verdammt und ausgeschlossen.

Das Andere, das Andersartige wird dann zur Gefahr. Was immer als fremd angesehen wird, ist in diesem Klima eine Bedrohung. Die Forderung nach vollkommener Anpassung löst das Problem nicht, sondern verschärft es nur. Die totale Assimilation kann nie funktionieren, denn ein Assimilant ist ja von Anfang an immer nur der Andere. Es ist ein Teufelskreis. Als Assimilanten galten etwa im antisemitischen Wien von 1900 alleinig jene, die jüdischer Abstammung waren. Der kaum noch Andere, der gleichsam bloß insgeheim und heimlich Andersartige war der Unheimlichste. Der kleine Unterschied rief die größte Ablehnung hervor.

Vor allem nicht wenige aus der Mittelschicht, die meinen, im Zuge von Globalisierung und Emanzipation ihre Privilegien verlieren zu können und sozial abzustürzen drohen, richten ihre Wut gegen jene, die nun an ihnen vorbei aufsteigen dürfen. Das Spiel mit dem Ressentiment wird zu jenem mit dem Feuer, das schnell allzu viele anzieht, doch auch alles viel zu schnell verzehren und zerstören kann. In diesem Klima nimmt eine Gesinnung überhand, die gegen Zuwanderer hetzt, doch ebenso eine Geschäftspraxis, die Migranten schätzt, solange sie von ihrer Rechtlosigkeit als Billiglohnländler vor der Haustür und als Homelands im Heimatland profitieren kann.

Nach Toleranz zu rufen, kann in dieser Situation nicht genügen, zumal der Toleranz – so schmerzlich sie auch zuweilen vermisst wird – oft nur etwas Gönnerhaftes innewohnt. Ist die Mehrheit denn tolerant, wenn sie den Bau von Moscheen erlaubt? Ist es nicht ohnehin im Interesse aller, die muslimischen Gottesdienste nicht in den Hinterhof zu verbannen und an den Rand abzudrängen? Toleranz beginnt doch erst dort, wo ich mir etwas abverlange, was tatsächlich gegen mich geht. Ich bin nicht tolerant, wenn ich meiner Tochter etwa erlaube, ein Buch zu lesen, denn ich freue mich ja über ihr Interesse an Literatur. Das Wort Toleranz hat einen schalen Beigeschmack, weil es so gespreizt daherkommt. Toleranz wurde bekanntlich gewährt. Zu Recht stellte Goethe bereits fest: „Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: Sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.“ Aber aus der einstigen Gnade erwuchs das heutige Gesetz. Das Denken der Toleranz floss in das Menschenrecht ein. Wir bitten nicht mehr um Duldung. Wir verbieten Diskriminierung.

Wer Gleichheit indes mit Gleichgültigkeit und Freiheit mit Freibeuterei verwechselt, wird wiederum zum Henkershelfer jener, die gegen den Außenseiter mobilmachen. Die Freiheit der Meinung kann bloß gewährleistet werden, wenn die Regeln der Kommunikation geachtet bleiben, wenn eben die Hetze, der Rufmord und der Mordaufruf gegen Frauen, gegen Homosexuelle oder Andersgläubige

geahndet werden. Ich akzeptiere keine noch so toleranten Antisemiten, die mit mir freundlich erörtern wollen, ob ich als Jude lebenswert bin, sondern bekämpfe – in diesem Punkt ganz intolerant – Antisemitismus.

Auch wenn etwa – während meines Vortrages hier – irgendjemand sagen sollte, er oder sie möchte nicht neben Menschen anderer Herkunft, Kaste, Klasse oder Geschlecht sitzen, weil das seine oder ihre Religion und Kultur verbiete, dann werde ich diesem Wunsch nicht nachkommen, sondern in gebotener Schärfe widersprechen.

Diversität in all ihrer Vielfalt bedeutet, den Anderen zu respektieren, doch dabei die Freiheit von Meinung und Kunst zugleich zu verteidigen. Wie die Grenzlinie hier zu ziehen ist, muss in jedem Fall neu diskutiert werden und kann, je pluralistischer die Gesellschaft wird, durchaus diffizil werden. Wieso sollte etwa irgendeinem Karikaturisten verboten werden, Mohamed abzubilden, solange seine Zeichnung kein rassistisches Zerrbild ist? Sicher: Antimuslimische Kampagnen müssen als Hetze gegen eine Minderheit geächtet werden. Aber was, wenn morgen eine muslimische Fraktion beschlösse, es gebe nichts Heiligeres, als Mohammed abzubilden? Wessen religiöse Gefühle müssten dann geächtet und wessen daraufhin unweigerlich verletzt werden? Ich kann doch gar nicht die Gebote eines Gottes befolgen, von dem ich kaum weiß, dass ich nicht an ihn glaube. Oder, schärfer gesagt: In der multikulturellen Gesellschaft sind wir alle, die einem oder keinem Glauben anhängen, unzähligen anderen Gottheiten gegenüber Ketzer. Wollten wir die Essensregeln sämtlicher Konfessionen einhalten, um die religiösen Gefühle aller verschiedenen Gottesstreiter nicht zu verletzen, müssten wir wohl glatt verhungern. Eine multitheologische Nulldiät, denn alles ist irgendwem tabu.

Was ich hier anhand von Konfessionen darlegte, kann letztlich gegenüber allen Gruppen und Identitäten gelten. Es ist der Kontext, der entscheidet, wer vor wem geschützt werden muss. Wer etwa sollte vor einem satirischen Witz bewahrt werden und wer sollte ihn sich gefallen lassen? Auch das ist eine Frage der Macht, denn derselbe Satz kann da notwendige Selbstkritik sein und dort Hasspropaganda. Auch die Frage: „Woher kommst du?“, kann manchmal von Empathie zeugen, doch zumeist bedeutet sie eher: „Was suchst du eigentlich hier?“ Jeder kann jeden fressen, ist eben nicht das Gleiche für Katz und Maus. Die Maus braucht, um nicht verzehrt zu werden, ein Zusatzrecht. Es ist der Schutz des Schwächeren. Demokratie ist nicht bloße Mehrheitsmacht, denn die Volksherrschaft ohne Menschenrechte würde zur totalitären Diktatur verkommen, in der abgestimmt werden könnte, wer demnächst ausgemerzt werden darf.

Der Wunsch nach Diversität kann indes auch zur Falle werden, wenn das, was als anders betrachtet wird, nur eindimensional beschrieben wird. Eine Gruppe von sozial Benachteiligten zu fördern, kann

auf Kosten anderer Underdogs gehen, statt Privilegierte in ihrer Bevorzugung einzuschränken. Das mag – zur Gaudi der ohnehin Bevorzugten – den Streit zwischen den verschiedenen Kategorien von Diskriminierung befördern. In den USA kann das zum Beispiel zum Konflikt zwischen schwarzen, jüdischen oder asiatischen Communities führen. In Frankreich kann dieser Mechanismus die Animositäten zwischen muslimischen und jüdischen Gemeinschaften in den Banlieues verschärfen.

Zudem werden dabei jene übersehen, die aus mehreren Gründen zugleich diskriminiert werden. Dieses Problem, das in der Wissenschaft unter dem Begriff „Intersektionalität“ behandelt wird, zeigt an, dass die Maßnahmen gegen die Diskriminierung zweier Gruppen, unter Umständen jenen, die beiden Kategorien angehören, nicht etwa doppelt helfen, sondern eher noch zusätzliche Schwierigkeiten bereiten können, dass also zum Beispiel Verbesserungen für Schwarze und für Frauen oft dazu führen, dass weiße Frauen und schwarze Männer daraufhin Unterstützungen erfahren, die sodann auf Kosten schwarzer Frauen gehen, die es dann plötzlich noch schwerer haben können als davor. Es geht demnach darum, im Kampf gegen Ungerechtigkeiten nicht nur eine Schlechterstellung, sondern das gesamtgesellschaftliche Gefüge und die menschlich vielseitigen Dimensionen im Blick zu behalten.

Entscheidend bleibt aber prinzipiell, jenen Menschen, der etwa ein Rollstuhlfahrer ist, nicht nur in dieser einen Eigenschaft wahrzunehmen, sondern ihn auch in seinen anderen Facetten anzuerkennen. Vielleicht ist er ein famoser Erzähler, der ganze Runden unterhalten kann. Womöglich ist eine blinde Mitarbeiterin eine besonders sozial engagierte und starke Frau.

Mich fasziniert in diesem Zusammenhang die Geschichte, die mir eine Schweizer Journalistin mit arabischem Namen einst erzählte. In der Klasse ihres kleinen Sohnes hatte die Lehrerin auf die Vorteile der Diversität der Kinder hinweisen wollen, indem sie alle bat, von ihrem Herkunft zu berichten. Ganz stolz war ihr Bub nach Hause gekommen und hatte erzählt, er habe in der Schule verkündet, ein Syrer zu sein. Die ältere Schwester war davon gar nicht begeistert. „Wieso“, so fragte sie: „behauptest du Syrer zu sein? Du bist hier geboren, warst nie in Syrien, hast einen Schweizer Pass, kannst kein Wort Arabisch und willst Araber sein? Was ist mit deinem anderen Großvater, der Italiener ist? Was mit deiner Schweizer Großmutter?“ Ihr Kind, klagte mir die Journalistin, werde durch vermeintlich multikulturelle Sensibilität gezwungen, auf bloß eine seiner vielen Identitäten reduziert zu sein.

Wir sagen heutzutage leichthin, wir alle seien immer auch ein Anderer, doch dieser Satz ist, wie etwa Isolde Charim in ihrem Buch *Ich und die Anderen* zeigt, eine Vereinfachung der unübersichtlichen Verhältnisse in unserem Selbst. Sogar jene, die an ihrem Geburtsort leben, finden

sich in einer multikulturellen und digitalen Diaspora wieder. Die Trachtenpärchen sind vielleicht die eigentliche Minorität, die gegenüber unserer Moderne nicht integrationswillig ist. Wer in den Urlaub fährt, trinkt seinen Espresso in derselben Kaffeehauskette wie zuhause, doch da und dort kann er Menschen treffen, die ihre Heimat vermissen und die nicht zum Spaß in die Ferne fahren, sondern weil sie gezwungen sind, ihr Land zu verlassen.

Arthur Rimbaud war es, der den Satz: „Ich bin ein Anderer“ prägte. Aber wenn es um Diversität geht, muss Rimbauds Gedanke ergänzt werden. Ich gibt es nur im Plural. Ich sind viele Andere. Erst ein Verständnis, dass jedes einzelne Subjekt mehrstimmig ist, kann die Vielfalt der Gesellschaft erfassen. Aber zugleich bedeutet der lateinische Begriff „Individuum“ im Deutschen das Unteilbare, das Einzigartige. Im Grunde ist der Aspekt, jeder von uns sei ein Unikum, kein Widerspruch zum Faktum unserer inneren und äußeren, unserer eigenen und gemeinsamen, gesellschaftlichen Diversität, sondern das eine bedingt erst das jeweils andere. Der moderne Mensch in der Pluralität und in der liberalen Demokratie des globalen Zeitalters hat ein Anrecht auf das Universale und das Partikulare zugleich. Das Recht auf Differenz des Einzelnen und die Diversität unserer Zivilisation gehören zusammen. Denn das Eine ist nicht zu haben ohne das andere.